

# Neue Publikationen im Toggenburg

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg**

Band (Jahr): **24 (1997)**

PDF erstellt am: **07.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Neue Publikationen im Toggenburg

*Beat Bühler, Geschichte der Pfarrgemeinde Bazenheim. Ein Beitrag zum 100. Weibetag der katholischen Pfarrkirche, 1896–1996. Beilage (8 Seiten) «Altoggenburger» und «Toggenburger Volksblatt». Bazenheim, 14. August 1996. Reich bebildert.*

Die schlanke Frontturmkirche in Bazenheim ist seit 100 Jahren ein Wahrzeichen des untern Toggenburgs. Sie wurde in der Textilblüte des späten 19. Jahrhunderts gebaut, um der schnell wachsenden Bevölkerung im Thurtal ein kirchliches Zuhause zu geben. Schon lange war die angestammte Pfarrkirche Kirchberg trotz einer Verlängerung 1879 zu klein geworden und vor allem zu weit entfernt, so dass die 1900 erfolgte Gründung einer eigenen Pfarrei Bazenheim nur eine logische Folge war. Bazenheim hatte seit alters zwei Siedlungskerne, in Unterbazenheim, wo eine Laurentiuskapelle stand und noch immer steht, und in Oberbazenheim, wo eine Burgkapelle nachgewiesen ist. In weiser Voraussicht möglicher Zwiste baute man die neue Kirche dazwischen auf dem sogenannten Haidenbühl, einer Anhöhe, die erst mühsam als Bauplatz hergerichtet werden musste, aber dem Bedürfnis des aufstrebenden Industriedorfes nach Repräsentation Rechnung trug. Nun konnte das Zusammenwachsen der beiden alten Siedlungen zu einem Strassendorf ruhig erfolgen, ohne dass ein Bevölkerungsteil benachteiligt worden wäre. Noch heute genügt die Kirche, seit 1986 begleitet von einem Pfarreiheim, vollauf, auch wenn in den sechziger Jahren heftig über Sein und Nichtsein der neugotischen Kirche gestritten wurde. 1968 hatte nämlich die Kirchgemeindeversammlung beschlossen, die Kirche abzurechen und einen Neubau zu erstellen; aber nach einer Kassationsbeschwerde kam dann 1974 doch noch ein Urnenbeschluss zur Erhaltung der neugotischen Kirche zustan-

de. Die glanzvolle Restaurierung war der Auftakt schonlicher Behandlung der historischen Sakralarchitektur im Kanton St.Gallen und steht dem Ortsbild Bazenheim, das sonst weniger glückliche Eingriffe erhalten hat, nach wie vor gut an.

Die Kirche, erbaut vom Wiler Architekten Johann Albert Gruebler (1857–1912), ist ein typischer Zeuge des akademischen Historismus eines August Hardeggers und wurde vom damaligen «Kunstpapst» P. Albert Kuhn begutachtet. Auch die Altarausstattung aus der Wiler Werkstatt der Gebrüder Müller huldigt mit Fialen und Wimpergen ganz der Neugotik. Die Baueuphorie erfuhr einen Rückschlag, als am 21. Juli 1894 der Frontturm einstürzte. Aber am 6. August 1896 konnte Bischof Augustin Egger die Weihe der Kirche vornehmen. Nur die Orgel von August Merklin musste noch zehn Jahre auf ihre Realisierung warten. Sie wurde jüngst als historisches Instrument restauriert.

Beat Bühler, Autor der Ganterschwiler Gemeindegeschichte, beschränkt sich nicht auf den Kirchenbau und die Pfarrei Bazenheim, sondern geht auch auf die Kirchberger Kirchengeschichte ein und packt ein schönes Stück der Kantonsgeschichte und der damals noch jungen Bistumsgeschichte von St.Gallen mit ein. Bazenheim, als «Pacinweidu» schon 779 erwähnt, gehörte im Hochmittelalter zur Grundherrschaft der Grafen von Toggenburg, Grundstock jener Gerichtsherrschaft, an welcher später die Eigenleute mitbeteiligt waren. 1531 bestellte der damalige Landesherr Abt Kilian Germann den «Batzenhammer» Hans Germann zum Landvogt des religiös unruhig gewordenen Toggenburgs. Nach dem Durchbruch der Reformation war und blieb Kirchberg eine paritätische Gemeinde bis 1953. Die viel zu grosse Pfarrei Kirchberg gab schon 1751

den neuen Sprengel Gähwil ab und verlor 1900 schliesslich auch noch die Talgebiete von Bazenheid. Das bauliche Schicksal der Mutterkirche wird ziemlich ausführlich behandelt; Bühler stützt sich vor allem auf Rothenflue und Dietrich, ohne die neueren Publikationen von Josef Grünenfelder miteinzubeziehen (Beiträge zum Bau der St.Galler Landkirchen 1967, und die neueste Ausgabe des Kunstführers «Die Pfarr- und Wallfahrtskirche Kirchberg», 1996). Ausgiebig ist das Bruderschafts- und Vereinswesen bis in die neueste Zeit behandelt. Und selbstverständlich folgt auch eine Liste der Pfarrherren, Kapläne und Pastoralassistenten. Ein grosser wissenschaftlicher Apparat beschliesst die stark geschichtsbezogene quellennahe Studie.

Bernhard Anderes

*Edwin Schweizer und Bernhard Sohmer. Heinrich Federer. Lachweiler Tage. Hg. Thur-Verlag M. Egli, Jonschwil 1996. 296 Seiten, zahlreiche Abbildungen, davon zwei farbig.*

Der Dichter Heinrich Federer (1866–1928) steht nach langer Zeit der Vernachlässigung wieder einmal im Zentrum einer gründlichen Studie. In den Zürcher Jahren, vor allem seit 1908, als er mit «Vater und Sohn im Examen» ein deutsches Preisausschreiben gewann, hatte Federers literarische Tätigkeit grosse Anerkennung gefunden. Die Universität Bern machte ihn zum Ehrendoktor (1919), und die Martin-Bodmer-Stiftung verlieh ihm den Gottfried-Keller-Preis (1925). Und nach dem Tod befassten sich nicht weniger als sieben Dissertationen mit dem vielfältigen Werk des Dichters, Schriftstellers und Journalisten. Fünf Gemeinden stritten sich um die Ehre, Federer als den Ihren zu bezeichnen: der Geburtsort Brienz BE, die Bürgergemeinde Berneck SG, die Jugendheimat Sachseln, der Wirkungs- und Sterbeplatz Zürich und – die Kirchgemeinde Jonschwil. Hier hatte Federer von 1893 bis 1899 das erste und einzige Mal als Priester und Kaplan im Dienste der Kirche gestanden. Obwohl die Jonschwiler Jahre eher still und geschichtslos vergingen, kristallisierte sich Federers Dichtertum verklärend und nostalgisch um sein geliebtes Lachweil in den «Lachweiler Geschichten» (1911) und in «Jungfer Therese» (1913) oder um sein Lustigern in der Meistererzählung «Papst und Kaiser im Dorf» (1924). In den sechziger Jahren entfachten die Bücher des Federer-Verehrsers P. Sigisbert Frick ein letztes grosses Feuerwerk, um Federer in die neuere Zeit herüberzuholen. Vergebens. Sprachkunst, Priestertum, Patriotismus waren, sind heute, auf der literarischen Bühne nicht mehr

gefragt. Darum mutet es wie ein kleines Wunder an, dass nun ein neues Federer-Buch auf dem Markt erscheint. Die 1200jährige Gemeinde Jonschwil hat sich dieses Geburtstagsgeschenk gemacht. «Heinrich Federer. Lachweiler Tage» verfasst von Edwin Schweizer und Bernhard Sohmer, sind mehr als der Versuch, von Federer zu retten, was zu retten ist. Sie stellen uns den Dichter in zündender Frische vor Augen und weisen nach, wie sehr gerade die Jonschwiler Seelsorgejahre für sein spätes Dichtertum fruchtbar waren. Beide Autoren sind mit Federer engstens vertraut: Schweizer als der zur Zeit bestdokumentierte Federer-Kenner und schreibgewandte Federer-Bewunderer, der für die Toggenburger Annalen schon häufig sein Geheimarchiv geöffnet hat (1980, 1987, 1989 und 1990), macht aus dem Dichtertum eine witzige und sprühende Story; Sohmer als langjähriger Pfarrer von Jonschwil geht jeder schriftlich nachweisbaren Spur in den Pfarrbüchern und in Akten und Briefen des Kirchgemeinearchivs und des bischöflichen Archivs nach. Man erfährt, dass der damalige Pfarrer Karl Bischofberger († 1920), der eben eine aufwendige und umstrittene Kirchenrenovation durchgesetzt hatte (1892), dem jungen Kaplan, der so gut bei der Jugend ankam, nicht immer hold gesinnt war. Die kraftstrotzende Pfarrgestalt sollte als Cyrillus Zelblein und Carl Bischof Jahrzehnte später in den oben erwähnten Werken literarische Urstände feiern. Federer selbst schlüpfte in die schüchterne Figur des Johannes Keng, welcher die Ereignisse und Erfahrungen einer katholischen Landgemeinde über sich ergehen lassen muss. Der im Tonfall Federers geschriebene und mit vielen Zitaten gespickte Text ist ein vergnügliches Verwirrspiel zwischen Erlebtem und Erträumtem, zwischen Wirklichkeit und Phantasie. Das kurze Kapitel «Kaplan und Dichter» reflektiert die Jonschwiler Zeit mit all ihren Spannungen zwischen Publizität (4-Rappen Zeilengeld) und Poesie, zwischen Kirchlichkeit und Weltlichkeit, kurz zwischen Beruf und Berufung. Auch die eher freudlose Zeit der Redaktion an den «Zürcher Nachrichten» mit einem düsteren Zwischenfall kommt zur Sprache, um schliesslich kurz in die Jahre des erfolgreichen Schriftstellerlebens einzumünden. Ein dunkler Faden durchzieht Federers Leben: das Asthma, verbunden mit einem Herzleiden, das ihn mit 62 Jahren ins Grab sinken lässt. Das «Letzte Stündlein des Dichters» – in Anspielung an Federers berühmte Papstnovelle aus den «Umbrischen Reisegeschichten» – wird von seinem Walliser Priesterfreund Paul de Chastonay in einer ergreifenden, voll abgedruckten Trauerrede gestaltet. Mehr als die Hälfte des Buches ist Jonschwiler

Texten gewidmet, welche «Aus der Feder des Kaplans» geflossen sind. Nun begegnet dem Leser der junge Schriftsteller, der in den knapp sieben Jahren – meist anonym oder mit H., -ch oder Hc. gezeichnet – verschiedene Zeitungen und Zeitschriften mit hunderten von Beiträgen belieferte. Dazu gehören die «Briefe» in der «Ostschweiz» und die «Sonntagsposten» und «Vaterland». Es sind belletristische und politische Fingerübungen, in denen da und dort der Stoff für spätere Erzählungen anklingt, am deutlichsten etwa im Essay «Aus der Schule schwatzen» als Auftakt zur erwähnten Novelle «Vater und Sohn im Examen». Die 29 abgedruckten Aufsätze sind eine wohlabgewogene Auswahl und werden taktvoll mit Regesten zum schnellen Einlesen versehen. Der Philologe könnte beanstanden, dass die Texte von dem damals üblichen, schwülstigen Zugemüse gereinigt wurden. Aber der Federer-Stil ist auch so noch blumig genug und kann einer schreibfaulen Computer-Generation nur empfohlen werden.

Das handliche, schön gedruckte Buch wurde von Markus und Ursula Egli redaktionell betreut und mit einem Vorwort von Gemeindevorstand Markus Brändle versehen. Die Quellen- und Literaturhinweise sind eher karg, was wohl beabsichtigt war. Als Mangel empfindet der Fachmann das Fehlen eines Registers, welches das Suchen im eigentlichen Federer-Werk erleichtern könnte. Die zeitgenössischen Abbildungen, welche die Lebensstationen Federers augenscheinlich machen, sind gut gewählt, aber ohne Abbildungsnachweis.

Alles in allem liegt ein lesenswertes Buch vor, das beim Publikum Interesse und Lust auf eine Neuentdeckung des Dichters Heinrich Federer auslösen könnte und sollte.

Bernhard Anderes

*Die St.Laurentiuskirche in Flawil 1935/95. Festschrift anlässlich der Renovation der Kirche, herausgegeben von der Katholischen Kirchgemeinde Flawil, mit Beiträgen von Raphael Kühne, Walter Vetsch, Bernhard Anderes, Kurt Hungerbühler, Otmar Mäder, Markus Büchel, Bruno Bossart, Ruedi Bissegger und Martin Niedermann, St.Gallen 1995. 95 Seiten, ca. 71 Schwarzweissabbildungen (inkl. Planreproduktionen und Skizzen), 10 Farbtafeln.*

Die katholische Pfarrkirche St.Laurentius in Flawil wurde 1994/95 einer umfassenden Restaurierung durch das Büro Bruno Bossart unterzogen. Genau 60 Jahre nach Erstellung der Kirche durch Architekt Karl Zöllig (1885–1969) erfuhr der Sakralbau mit Anklängen an

das Neue Bauen eine Erneuerung, die auf den ursprünglichen Zustand Rücksicht nimmt, gleichzeitig aber auch den modernen Liturgiebedürfnissen Rechnung trägt. Zur Neueinweihung der Kirche erschien eine Festschrift, in der sich mehrere Autoren aus verschiedenen Gesichtspunkten zu unterschiedlichen Themen rund um das zu ehrende Objekt äussern. Aus kunsthistorischer Sicht interessieren beim vorliegenden Buch vor allem der Aufsatz von Walter Vetsch zur Geschichte, die baugeschichtlichen Beiträge von Bernhard Anderes zu Projektvarianten und ausführendem Architekt, Kurt Hungerbühlers Charakterisierung des Bildhauers Albert Oesch sowie die Berichte zur Restaurierung und Neugestaltung des Innenraums von Bruno Bossart und Markus Büchel.

Auf dem Boden der heutigen Gemeinde Flawil (Kanton St.Gallen, Bezirk Untertoggenburg) sind schon im Mittelalter zwei religiöse Zentren – in Oberglatt und im sogenannten «Kirchhof» – belegt. Der Kirche in Oberglatt kam grössere Bedeutung zu, da der Grossteil der Bevölkerung sowie die Bewohner des benachbarten Degersheims dort kirchengenössig war. Nach der Reformation wurde das Oberglatter Gotteshaus paritätische Simultankirche und diente bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beiden Konfessionen als Versammlungsort. 1771 kam es zur Auflösung des Simultanverhältnisses, und die Katholiken verlegten ihren Gottesdienst von dem in einer Senke gelegenen Weiler Oberglatt in das Dorf hinauf. Die dortige Kapelle im «Kirchhof» wurde erneuert und die Eingangshalle neu gebaut. Bereits in den 1830er Jahren genügte das Kirchlein mit seinen 220 Sitzplätzen den knapp 500 Flawiler Katholiken nicht mehr, und man beschloss 1842 einen Neubau. 1843/44 entstand die St.Laurentiuskirche nach Plänen von Felix Wilhelm Kubly (1802–1872), dem führenden St.Galler Architekten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Erbauer u.a. des Zeughauses, der Schutzengelkapelle und der Kantonsschule in St.Gallen). Ende des 19. Jahrhunderts war allerdings auch dieser Bau, «Musterbeispiel einer spätklassizistischen Anlage», für die stetig wachsende Bevölkerung zu klein geworden. 1919 entschieden sich die Kirchbürger für einen Neubau an einem anderen Standort, doch sollte es noch anderthalb Jahrzehnte bis zum Baubeginn dauern.

In seinem mit «Bauvisionen» überschriebenen Beitrag zur Baugeschichte zeichnet Bernhard Anderes, Inventariseur der Kunstdenkmäler des Kantons St.Gallen, minutiös die Entstehung der St.Laurentiuskirche nach. Es kommen die 1903 vorgelegten Umbau- und Erweiterungstudien für die alte Kirche des damals meistbe-

schäftigten schweizerischen Kirchenbauarchitekten August Hardegger (1856–1927) ebenso zur Sprache wie das barockisierende Neubauprojekt des Rorschachers Adolf Gaudy (1872–1956) von 1911. Letzteres dürfte wohl unter dem Einfluss der 1910 erbauten evangelischen Kirche im Feld durch Curjel & Moser entstanden sein. Der neubarocke Monumentalbau der Karlsruher Architektengemeinschaft setzte einen mächtigen Akzent im östlichen Dorfteil, welcher bis heute einen optischen Bezugspunkt im langgestreckten Flawiler Ortsbild bildet.

Der Autor erläutert in gewohnt kompetenter Weise die verschiedenen Vorprojekte und Standortvarianten, geht auch auf das Umfeld ein und zeigt die in der Zwischenkriegszeit noch immer heftig geführte Auseinandersetzung um den «richtigen Stil» auf. Breiten Raum nimmt in seinem Essay die eigentliche Baugeschichte der neuen St.Laurentiuskirche ein. Es kommt dem in Flawil aufgewachsenen Anderes zugute, der Enkel des Architekten zu sein und somit auch über einen persönlichen Zugang zum behandelten Objekt zu verfügen. Das Projekt St.Laurentiuskirche war anfänglich heftigster Kritik ausgesetzt und spaltete die Gemeinschaft der Kirchbürger. «Kriegsstimmung liegt über den erregten Gemütern unserer Kirchengossen», hiess es zwei Tage vor der entscheidenden Versammlung. Statt an armseligen Nachkriegsbauten in Deutschland solle man sich doch an der jüngsten «schönen» Schweizer Sakralarchitektur orientieren, an Goldau (1906 von August Hardegger), Siebnen (1924 von Josef Steiner), Degersheim (1923 von Emil Hunziker), Romanshorn (1912), St.Gallen-Neudorf (1914/15), Goldach (1929), alle von Adolf Gaudy. Ein Befürworter Zölligs äusserte sich dagegen lobend über das «nüchterne» Bauprogramm, das sich endlich von der «Kopistenarchitektur» des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gelöst habe. Schliesslich wurde der Kirchenbau nach den Plänen Karl Zölligs mit nur wenigen Gegenstimmen beschlossen und 1934/35 fast ohne Abstriche realisiert.

Die basilikale St.Laurentiuskirche, ein mit Muschelkalkquadern verkleideter Stahlskelettbau, sollte Zölligs Hauptwerk werden. Die künstlerische Ausgestaltung übernahmen die St.Galler Kirchenmaler August Wanner (1886–1970) und Augustin Meinrad Bächtiger (1888–1971) sowie der Bildhauer Albert Oesch (1907–1936). Letzterem hat Kurt Hungerbühler einen einfühlsamen Artikel gewidmet, in dem er das bisher weitgehend unbekanntes Schaffen des bereits mit 29 Jahren verstorbenen Künstlers würdigt. Bruno Bossart, der bauleitende Architekt, schildert in seinem Beitrag den Verlauf der Renovation und die wegen der gewan-

delten liturgischen Anforderungen notwendig gewordene Neugestaltung des Chorraums. Dabei wurde mit grossem Respekt vor der historischen Bausubstanz vorgegangen.

Die insgesamt elf Artikel der Festschrift wurden in einem vom St.Galler Typografen Hans-Peter Käser sorgfältig gestalteten und handlichen Buch zusammengefasst. Der auch drucktechnisch überzeugende Band im Hochformat wurde anlässlich des Wettbewerbs der schönsten Bücher 1995 mit einem Preis ausgezeichnet.

Daniel Studer

*Degersheimer Buch. Hg. von der Politischen Gemeinde Degersheim. 284 Seiten, über 300 Abbildungen.*

Das «Degersheimer Buch» will «Sachbuch» wie auch «Andenken» sein. Die einzelnen Teile sind von einem Team von 10 Autoren erarbeitet worden: 1. Aus vergangenen Zeiten – 2. Das Gemeinwesen Degersheim – 3. Arbeiten und Wohnen – 4. Schulen, Kirchen, Kuren – 5. Leben im Dorf – 6. Natur und Landschaft. Einen wichtigen Zugang zum Buch bietet im 7. Teil das «Personenverzeichnis».

Die erste Urkunde, in der «Degersheim» - oder eben wie heute noch in der Umgangssprache «Tegerschen» - erwähnt wird, wurde 837 abgefasst. Seit dem Spätmittelalter entwickelte sich dann der Degersheimer Gerichtsbezirk, die Freiweibelhub. Der Brand von 1817, der das alte Dorf in Schutt und Asche legte, wird anhand von Quellen recht ausführlich dargestellt. Die Degersheimer Textilindustrie erlebte mit ihren verschiedenen Sektoren Höhen und Tiefen. Die jüngere Geschichte seit 1945 kommt in den nachfolgenden Kapiteln zu Wort. Bemerkenswert erschien dem Rezensenten die Schilderung von Adolf Nef über die Situation der jüdischen Emigranten sowie der internierten Soldaten in Degersheim. Angesichts der derzeitigen Diskussionen um die damalige Situation der Juden in und um die Schweiz wird recht offen berichtet, dass den jüdischen Bürgern in Degersheim nicht nur Anteilnahme entgegengebracht wurde.

Unter «Das Gemeinwesen Degersheim» wird sodann berichtet, wie Degersheim durch die Eisenbahn 1910 Anschluss an den überregionalen Verkehr erhielt. Ebenso wichtig war und ist die Entwicklung des Postautowesens. Etwas überraschend folgt dann eine Übersicht über das Dorf Wolfertswil. Überraschend deshalb, weil man sich fragen kann, weshalb seine Geschichte wie auch diejenige Magdenaus nicht

schon (auch) im ersten Kapitel miteinbezogen wurde. Bernhard Anderes macht einen Rundgang durch Kloster und Abtei Magdenau sowie zur ehemaligen Pfarrkirche St. Verena. In «Wirtschaft und Wohnen» wird u.a. auf die weltweit bekannte Büromöbelfirma Lista verwiesen, die 1945 in Degersheim gegründet wurde. Platzmangel führten zur Verlegung ins thurgauische Erlen, doch aus demselben Grund wurde von dort aus 1980 erneut in Degersheim investiert. Im Abschnitt «Schulen» wird über die Schulhäuser der beiden Konfessionen in Degersheim und Magdenau berichtet, deren Korporationen 1973 zu einer Einheitsschulgemeinde zusammengeschlossen wurden. Neben einem Einblick in die reformierte und katholische Pfarr- und Kirchgemeinde wird eigens auf die evangelisch-methodistische Gemeinde hingewiesen, vor allem auch auf ihr soziales Engagement. Die Vereine werden in Form einer Synopse nach ihren wesensverwandten Zielen vorgestellt. Interessanterweise werden «Liederkranz» und «evangelischer Kirchenchor» räumlich getrennt, obwohl sie anfangs in engem Zusammenhang standen. Die Darstellung von Degersheimer Persönlichkeiten bietet einen Einblick, wie auch von Menschen einer Toggenburger Gemeinde viele Impulse ausgegangen sind, die weit ins europäische Ausland ausstrahlten. Vor allem wird natürlich der Stickerindustrie Isidor Grauer-Frey zu nennen sein, der Eisenbahnpionier und Gründer des Kurhauses Sennrüti. Im letzten Kapitel wird ein interessanter Einblick in die Flora und Fauna des Gemeindegebietes gegeben.

Natürlich lässt sich bei einem Unternehmen mit verschiedenen Autoren nie ganz vermeiden, dass die Qualität der einzelnen Kapitel unterschiedlich ausfällt. Freilich ist nicht zu übersehen, dass mit dem «Degersheimer Buch» vorrangig das Dorf gleichen Namens und seine unmittelbare Umgebung angesprochen wird. Die Geschichte des ehemaligen Gerichts Magdenau, zu dem auch Wolfertswil gehörte, erscheint weitgehend fast wie ein Anhang an die Degersheimer Dorfgeschichte. Eine grundsätzliche Abklärung, die sich allein schon aus historischer und geographischer Sicht als notwendig erweist, hätte wichtige Hilfe leisten können (vgl. Markus Kaiser, Landschreiber Giezendanners Beschreibung der Grafschaft Toggenburg, in: ToggAnn 21 (1994), 111). Letztlich aber konnte mit dem neuen Buch über Degersheim umfangreiches Kompendium vorgelegt werden, das vor allem wegen seines reichen Bildmaterials zum Lesen und Schauen anregt.

Beat Bühler

*Bernhard Anderes, Josef Hagmann, Gemeinde Mosnang. Kulturgeschichte und Kunst. Mosnang-Mühlrüti-Libingen, E. Kalberer AG, Bazenheid 1996. 144 Seiten.*

Anlässlich der Restaurierung der Mosnanger Pfarrkirche 1993/1994 beschloss der Kirchenverwaltungsrat die Abfassung eines Kunstführers. Dieses Ziel wurde dann insofern erweitert, als neben Mosnang auch die Pfarrkirchen von Mühlrüti und Libingen mitberücksichtigt wurden. Miteinbezogen wurden schliesslich nicht nur die Profanbauten in der Politischen Gemeinde Mosnang, sondern auch ein Überblick über deren Geschichte. In einem ersten Abschnitt gibt der Mosnanger Lokalhistoriker Josef Hagmann eine kurzgefasste Übersicht über einzelne Bereiche der Geschichte der politischen Gemeinde. Er berücksichtigt neben der Landschaft (mit mehr als 40% Waldanteil) vor allem die Wirtschaft sowie das Schulwesen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelten. Ihm schliesst sich Bernhard Anderes mit einer Übersicht über die profanen Bauten an. Besondere Aufmerksamkeit widmet Anderes den 37 geschützten Kulturobjekten, indem er sie im Einzelnen vorstellt. Darunter fallen nicht nur Privathäuser, sondern auch etliche frühere oder noch bestehende Wirtschaftshäuser, die Pfarrkirchen sowie etwa die ehemalige Burgstelle Schlattberg.

Im Mittelpunkt stehen dann die detaillierte Beschreibung der drei Pfarrkirchen. Die Kirche von Mosnang ist die alte Mutterpfarrkirche, die im Hochmittelalter im romanischen Stil erbaut war. Ihr Kollator und Lehensherr war das Domstift Konstanz, dessen Rechte 1624 insofern eingeschränkt wurden, als die Abtei St. Gallen in Mosnang das Visitationsrecht bekam. An Stelle des Domstifts trat 1697 die Abtei Fischingen. Die verschiedenen Etappen der Baugeschichte werden nicht nur beschrieben, sondern auch durch Bauskizzen und Bilder unterstrichen. Neben der heutigen Ausstattung der Kirche kann Anderes auch auf erhalten gebliebene spätgotische Wandmalereien verweisen sowie auf kostbare Werke des Kirchenschatzes.

Von der Pfarrei Mosnang wurde 1764 die neue Pfarrei Mühlrüti abgetrennt, dessen Kollatur die Abtei St. Gallen übernahm. 1766 konnte Nuntius Gonzaga eine eigene neuerbaute Kirche zu Ehren der heiligen Joseph, Otmar und Theodul einweihen. Ende des 19. Jahrhunderts wurde sie wie diejenige in Mosnang nach Plänen von August Hardegger renoviert bzw. umgestaltet. Bernhard Anderes fügt hier eine Würdigung der Kirche ein, die «nicht im barocken Originalzustand auf uns gekommen» ist. Freilich musste sie sich im Gegensatz zu

anderen Barockkirchen «kein neues Stilkleid überstülpen» lassen. Neben der Beschreibung des Kircheninnern wird auch hier ein Überblick über den Kirchenschatz gegeben.

Die dritte Pfarrei auf Mosnanger Gemeindegebiet – Libingen – wurde 1759 von Mosnang getrennt und zu einer eigenen Pfarrei erhoben. Die dort neu erbaute Kirche weihte 1755 der Konstanzer Weihbischof Franz Karl Fugger ein. Von Anfang an hatte der erste Pfarrer, Josef Helg von Lenggenwil, die Gründung einer klösterlichen Frauengemeinschaft im Auge. Allerdings zog sich Helg davon zurück, als St.Gallen die Benediktusregel einführte. Die Klostersgemeinschaft übersiedelte schliesslich 1781 auf die Glattburg bei Oberbüren. In Libingen wurden die Klostergebäude teils abgebrochen, teils der neuen Situation angepasst. Nach den geschichtlichen Daten wird sodann auch hier eine Beschreibung des Kircheninneren und des Kirchenschatzes gegeben.

Nun kommt nochmals der Lokalhistoriker zu Wort. Er stellt Mosnanger Persönlichkeiten aus dem 18. bis 20. Jahrhundert vor, die sich in Kirche, Kunst, Wissenschaft und Politik hervorgetan haben. Die Anregung dazu mochte vielleicht von der abgebildeten «Ehrentafel bedeutender Mosnanger aus dem 18. und 19. Jahrhundert» ausgegangen sein. Das vorliegende Buch ist in seiner Ausstattung sehr ansprechend und schliesst sich würdig an dasjenige von Mogelsberg (1995) an. In Wort und Bild werden hier profane wie sakrale Werke dem heutigen Leser in ihrer Bedeutung vermittelt und ein angemessener Zugang ermöglicht.

Beat Bühler

*Josef Grünenfelder, Die Pfarr- und Wallfahrtskirche St.Peter und Paul Kirchberg im Toggenburg. Kleiner Kunstführer, Serie 14, Nr. 136, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK. 2. veränderte Ausgabe, Bern 1996. 28 Seiten, zahlreiche Abbildungen, davon zwei farbig.*

Kirchberg besitzt die aufwendigste Barockkirche im Toggenburg. Die monumentale Anlage geht auf einen weitgehenden Neubau zurück, der nach dem Dorfbrand 1784 – unter Auf-

bringung aller Kräfte der betroffenen Kirchgemeinde – schöner und grösser als je zuvor entstanden war und 1879 gar noch eine Verlängerung erfuhr. Baumeister war der Vorarlberger Johann Ferdinand Beer, der allerdings die Ausführung seinem Polier Jakob Nater aus Schopponau überliess. Beer war als junger Mitarbeiter von Michael Beer aus Bildstein schon beim vorherigen Neubau von 1748 dabeigewesen, ebenso der mit der Ausmalung betraute Franz Ludwig Herrmann aus Konstanz, der – wie schon damals – einen bildreichen Kreuzzyklus schuf. Stukkateure aus der Werkstatt Peter Anton Moosbruggers sorgten für die lehmgelben und blassgrünen Wölklein am Himmel, die sich, der Spätzeit entsprechend, schon sehr artig um die Gemälde kräuseln. Die erst nach 1800 eingebauten Stuckmarmoraltäre von Josef Simon Moosbrugger greifen unzeitgemäss auf den Formenschatz des Rokoko zurück. Ja selbst die erst 1909 von Carl Glauner geschaffenen Chorstühle huldigen diesem beliebten Volksstil.

Aus früherer Zeit hat sich einzig das Hochaltarkreuz erhalten. Es ist das bereits in der Iddallegende des 15. Jahrhunderts erwähnte Gnadenkreuz, das sich am 16. Dezember 1685 im Angesichte der versammelten Gemeinde bewegt hatte und in der Folge einen grossen Wallfahrtsstrom auslöste. Es entging auf wunderbare Weise dem Brand von 1784. 1694/95 hatten die Katholiken eine Andachts- oder Beichtkapelle östlich des Turms gebaut, um unabhängig von den Protestanten, welche die Kirche ja bis 1954 mitbenutzten, Gottesdienst zu halten. Diese 1986 restaurierte Kapelle hat 1905 eine neubarocke Ausstattung erhalten und zeigt in einem grossen Wandbild von Franz Vettiger das erwähnte Kreuzwunder.

Der vorliegende Kunstführer beruht weitgehend auf dem Text der ersten Ausgabe von 1973, ist aber mit völlig neuem Bildmaterial versehen, grösstenteils von Foto Lautenschlager, St.Gallen. Josef Grünenfelder, der grosse Kenner der sanktgallischen Landkirchen, legt mit dem gediegenen Büchlein eine dem glanzvollen Barockbau angemessene Würdigung vor.

Bernhard Anderes